

# Geburtstagsüberraschung

Gerhard Richter ist 85 Jahre alt und gar nicht müde – Den Beweis liefern jetzt 26 „Neue Bilder“ im Kölner Museum Ludwig

VON STEFANIE STADEL

Er lebt hier seit mehr als drei Jahrzehnten mit Frau und Kindern. Der Malerstar ist Ehrenbürger von Köln. Was nun würde man erwarten in dieser Stadt, wenn so einer wie Gerhard Richter 85 Jahre alt wird? Jubelfeiern oder Empfänge? Dazu vielleicht eine große Retrospektive, die im Blick über das vergangene halbe Jahrhundert einmal mehr die großen Malerarten würdigt? Nichts von dem trifft zu. Richter verdrückte sich lieber. Aber er hat etwas dagelassen: 26 Bilder. Keine alten bekannten, sondern ganz neue, nie gesehene, allesamt aus dem Jahr 2016. Aber wie Alterswerke wirken sie kaum, eher experimentell.

Bis vor Kurzem hingen die großen Leinwände und kleineren Holztafeln noch bei ihm daheim im Atelier in Kölns noblem Stadtteil Hahnwald. Zur Geburtstagschau schickt der Künstler sie als Leihgaben in sein „Heimtmuseum“, wie er das Museum Ludwig gern nennt. Eine echte Überraschung, denn geplant war dort bloß eine kleine Schau mit Werken aus dem hauseigenen Bestand. Mit seinen Zugaben hat Richter den Rückblick in einen Ausblick verwandelt und noch dazu selbst das Arrangement vorgegeben – im Modell mit Mini-Reproduktionen.

Die Stücke aus dem Museumsfundus rückt der Künstler-Kurator dabei in seitliche Kabinette und hält die zentrale Galerie frei für die Neuigkeiten mit den Nummern 939-7 bis 948 des in aller Sorgfalt durchorganisierten Werkverzeichnisses. Die Nummer reicht, einen Titel trägt keines dieser Werke. Auf der mit Akribie gepflegten Homepage des Künstlers sind sie schlichter seit den 70er Jahren dominierenden Kategorie der „Abstrakten Bilder“ zugeordnet. Und tatsächlich, das Prinzip scheint vertraut: Jenes fast räumliche Drunter und Drüber der Farbschichten. In zehn, 20, manchmal über 30 Lagen legt der Künstler solche Gemälde an. Dabei arbeitet er immer an mehreren Bildern gleichzeitig. Benutzt Pinsel,



Der Titel? Ganz schlicht: „Abstraktes Bild (946-5)“. Stammt aus dem Jahr 2016.

FOTO: © GERHARD RICHTER 2016 (221116)

Spachtel, Rakel, um Farbe in unterschiedlichster Konsistenz aufzutragen, zu verwischen, abzukurzen, zu durchfurchen. Seit Kurzem benutzt er beim Schaben gelegentlich auch ein kleines Küchenmesser. Und noch etwas ist neu: Die teils strahlende Vielfarbigkeit und der kleinteilige Detailreichtum. Alles verdichtet sich, was manchmal fast chaotisch wirkt. Wohin zuerst schauen? Nach oben ins blaue Wellenspiel? Oder ganz nach rechts auf die dicke Farbwulst am Ende der roten Rakelspur? In die Tiefe, wo dünnes Grau und Rosé verschwimmen? Oder auf den Vordergrund, den ein Netz aus sattem Grün und Gelb definiert?

Jedes Bild ist anders, und keinem genügt die flüchtige Geste. Zufall? Der ist

durchaus im Spiel, Richter spricht von einem „nie blenden, immer geplanten, immer überraschenden Zufall“. Er hält ihn im Zaum. Der Kopf behält das Regiment, wenn der Maler sich seine „Abstrakten Bilder“ Schicht für Schicht erarbeitet. Zwar leuchten die Farben, zeugen von Temperament, trotzdem wirken diese Bilder niemals wild, ungestüm oder expressiv. Alles bewegt sich im Rahmen, den Richter setzt und auch bei den „Neuen Bildern“ nicht sprengt.

Im Museum Ludwig freut man sich natürlich über die Ehre der Premiere. Richter hätte seine aktuellen Produktionen schließlich auch anderswo präsentieren können. In Dresden etwa, wo er am 9. Februar 1932 zu Welt kam, oder in einer seiner Galerien, die stets

auf frische Ware warten. Doch kann auch der Künstler froh sein – zum Beispiel darüber, dass seine Neuigkeiten hier im Kölner Haus nicht für sich stehen, sondern auf prominente Grundlagen bauen können. Der Fundus bietet echte Ikonen und deckt unterschiedliche Facetten des für seinen Stilpuralismus bekannten Œuvres ab.

Vor allem dank des Museumsstifters Peter Ludwig, der sich sehr früh für Richter begeistert und ihm die berühmte „Ema (Akt auf der Treppe)“ quasi von der Staffelei herunter abgekauft hat – es ist das erste Gemälde nach einem Farbfoto. Ludwig sah wohl in Richters Kunst nach Fotos eine deutsche Antwort auf die von ihm so geliebte amerikanische Pop-Art. Auch die „48 Por-

träts“ von Dichtern und Denkern, mit denen Richter bei der Venedig-Biennale 1972 seinen Durchbruch erlebte, erwarb Ludwig vom Fleck weg. Beide Werke erinnern nun in Köln an Richters großen Coup mit der unscharfen Foto-Malerei.

Es war 1962, und der Künstler, 30 Jahre alt, kam soeben aus Dresden nach Düsseldorf, wo er ein zweites Studium an der Kunstakademie aufgenommen hatte und sich konfrontiert sah mit dem allenthalben ausgerufenen „Ende der Malerei“. Nicht irgendein Stil war damit gemeint, sondern erstmals in der Kunstgeschichte galt der Abgesang für die Gattung als Ganze. Und Richter stimmte ein: Die Malerei habe er satt gehabt, so erinnert er sich später. „Und ein Foto abzumalen, erschien mir das Blödsinnigste und Unkünstlerischste, was man machen konnte.“

Indem er erst abmalte und dann mit einem Wisch durch die nasse Farbe die Kopie verunklärte, hatte er sein Thema gefunden und spielt es bis heute in wechselnden Stilen durch. Egal ob er Fotos verwischt, Farbtafeln reiht, spielende Scheiben stapelt – immer geht es ihm um die Wirklichkeit und die Möglichkeit ihrer Darstellung. Oder vielleicht besser: um die Zweifel an ihrer Darstellbarkeit. Die Gültigkeit des Abbilds steht zur Diskussion – sei es im Foto, in der Malerei oder im Spiegel.

Ironisch berührt fühlt man sich vor einem Spiegel, den Richter auf Augenhöhe an die Stirnwand eines kleinen, schummerig beleuchteten Zwischenraums platziert. Vis-à-vis hängt ein kleines silbernes Kreuz, und an den Seiten sind doppelt belichtete Schwarzweißfotos, die den jungen Maler geistergleich im Atelier zeigen. Aus allen Ecken dieser Inszenierung lässt Richter es ertönen, sein schelmisches memento mori. Die „Neuen Bilder“ des 85-jährigen halten dagegen – lustvoll, leuchtend, lebendig, voll Optimismus.

## DIE AUSSTELLUNG

„Gerhard Richter. Neue Bilder“ im Museum Ludwig, Köln; bis 1. Mai 2017; [www.museum-ludwig.de](http://www.museum-ludwig.de)

## Archäologie: Skelette aus Speyer werden untersucht

Die Skelettfunde aus einem spätantiken Gräberfeld auf dem Gelände des Diakonissen-Stiftungs-Krankenhauses in Speyer sollen anthropologisch untersucht werden. Universitätsexperten müssen nun etwa darüber entscheiden, ob die mehr als 200 Römergräber aus dem 4. Jahrhundert noch heidnischen oder schon christlichen Ursprungs seien, sagte Ulrich Himmelmann, der Leiter der Außenstelle Speyer der Landesarchäologie. Derzeit würden zur Finanzierung des Projekts unter anderem Stiftungen und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) angefragt.

Die Landesarchäologie hat ihre rund zweijährigen Grabungen auf dem Parkplatzgelände der Diakonissen, wo diese noch in diesem Jahr eine Campuserweiterung planen, vor Kurzem beendet. Dort befindet sich ein Teil eines großen römischen Friedhofs, auf dem es insgesamt mehrere Tausend Bestattungen gab, wie Himmelmann berichtet. Das Gräberfeld liegt am ehemaligen Speyerer Stadtrand an einer früheren Römerstraße. In den freigelegten Gräbern mit ihren zahlreichen Erd- und wenigen Feuerbestattungen gebe es so gut wie keine Grabbeilagen, sagte Himmelmann. Deshalb sei es schwierig, die Skelettfunde kulturgeschichtlich einzuordnen. [jpd](#)

## Britischer Maler: Howard Hodgkin tot

Der britische Maler und Grafiker Howard Hodgkin ist tot. Er starb am Donnerstag im Alter von 84 Jahren, wie die Kunstgalerien Tate mitteilen. Hodgkin sei „einer der größten Künstler seiner Generation“, gewesen, hieß es in einer Twitter-Mitteilung der Tate. Der 1932 geborene Hodgkin vertrat Großbritannien unter anderem auf der Biennale in Venedig und gewann 1985 den renommierten Turner-Prize. Seine Werke sind in Museen auf der ganzen Welt zu sehen, unter anderem in New York und London. [jdp](#)

## Männlich-Experte: Karl-Heinz Bender tot

Im Alter von 80 Jahren ist der Romanist Karl-Heinz Bender gestorben. Der am 8. Oktober 1936 in Speyer geborene Literaturwissenschaftler lehrte 1971 bis 2005 an der Universität Trier. 1993 bis 2005 gab er zusammen mit Hermann Kleber in drei Bänden die bis dahin nur in Auszügen bekannten Erinnerungen des Zweibrücker Hofmalers und Gründers der Münchner Pinakothek, Johann Christian von Mannlich, heraus. [jgl](#)

## 50 ZEILEN POP

### Laura Marling widerspricht Vergil

Die Bäume haben ein seltsames Grün, singt Laura Marling in „Next Time“; und am Ende des psychedelisch-knarzenden „Nothing, Not Really“ zwitschern Vögel: Ein Frühlingsalbum mit verstörendem Unterton ist „Semper Femina“ (entlehnt beim Dichter Vergil) – der bereits sechste Longplayer der 27-jährigen britischen Folksängerin. Etwas Verwunschenes scheint in Laura Marlings Musik zu stecken, die gar einem Film zum Berlinale-Sieg verhalf: Ihr herzerreißendes Lied „What He Wrote“ markiert 2010 den Wendepunkt im wunderschönen Liebesfilm „On Body And Soul“ der Ungarin Ildikó Enyedi, der im Februar verdient den Goldenen Bären gewann. Mag sein, dass das Stück gar Enyedis Ausgangspunkt war, zumindest sieht Hauptdarstellerin Alexandra Borbély der Sängerin sehr ähnlich. Marling aber ist kein so verhuschtes Wesen wie die Filmfigur. Die Musikerin wusste schon mit 16, dass sie auf die Bühne gehört und war Mitgründerin der Folkrockband Noah and the Whale. Mit 21 gewann sie einen Brit Award, und ihre dann doch gescheiterte Beziehung zu Marcus Mumford von Mumford & Sons wurde zum Fundus für starke Songs über Liebeskummer. Von einem Jahr ohne Lächeln handelt „Nothing, Not Really“. Selbstbewusster aber wird es in „Soothing“, einem angezatteten, erotischen Song, der aufzeigt, dass Marling auch musikalisch neue Wege geht. Sie pflegt zwar weiter US-amerikanische Folktraditionen; „Wild Fire“ erinnert, im Guten, an Bob Dylan. Spannend aber ist, wie Laura Marling ihre aufgemotzte Akustikgitarre fast schon als wildes Rockinstrument einsetzt, Störgeräusche inklusive: Niedlich ist ihre Musik nicht. Ein bisschen Wut auch spricht aus diesem neuen Themenalbum über ihr Gefühlsleben als Frau in der heutigen Zeit. Die Zeit des zarten Leidens, die „What He Wrote“ abbildet, ist vorbei. „Semper Femina“ klingt nach einer kleinen Befreiung. [|SUSANNE SCHÜTZ](#)

## Für Profis und Nachwuchsautoren

Zum sechsten Mal finden im Mai die Donnersberger Literaturtage statt – Schülerwettbewerb erstmals pfalzweit ausgeschrieben

VON THOMAS BEHNKE

Von „schiefen Märchen und schrägen Geschichten“ über „syrische Spuren“ bis zu Nachwehen des RAF-Terrorismus: Das Themenspektrum, das die 6. Donnersberger Literaturtage im Mai und Juni entfalten, ist vielgestaltig und bringt illustre Gäste ins Donnersberger Land, darunter „Sams“-Erfinder Paul Maar, Tanja Kinkel oder Aspekte-Literaturpreisträger Sherko Fatah.

Seit zehn Jahren gibt es inzwischen dieses Festival des geschriebenen Wortes in der Nordpfalz, das vom Donnersberger Literaturverein alle zwei Jahre ausgerichtet wird und Lesungen namhafter Autoren verbindet mit einem Schülerschreibwettbewerb. Die Schüler waren diesmal aufgefordert, zum Thema „Schicksal und Geschick“ ihre Fantasie und Schreibaktivität spielen zu lassen, der 9. März war Abgabeschluss.

Die jungen Leute werden selbst im Mittelpunkt der Veranstaltung „Schüler als Autoren“ stehen am 12. Mai ab 14 Uhr, wenn in der Berufsbildenden Schule Rockenhausen die besten Wettbewerbsbeiträge von ih-

ren Verfassern gelesen und die Sieger, allen voran der neue Träger oder die Trägerin des Susanne-Faschon-Preises, prämiert werden. Vergeben wird zudem ein Preis für die schreibkreativste Schule im Wettbewerb. Erstmals waren Schulen – Gymnasien, Gesamtschulen und Berufsbildende Schulen mit einer Oberstufe – aus der gesamten Pfalz zur Teilnahme aufgefordert. Anmeldungen kamen von einem guten Dutzend.

Das Programm der Literaturtage erstreckt sich diesmal vom 3. Mai bis zum 14. Juni, Musik und Malerei sorgen für ergänzende Farbtupfer. Viel Publikumszuspruch erhoffen sich die Macher des Literaturvereins um dessen Vorsitzenden Thomas Mayr vom Gastspiel des Kinderbuchautors Paul Maar, der am 19. Mai mit den Musikern Wolfgang Stute und Konrad Haas und mit „Schiefen Märchen und schrägen Geschichten“ im Gepäck nach Kirchheimbolanden kommt. Das Trio wird gleich zweimal in der Stadthalle auftreten, morgens für Kinder (11 Uhr), abends für Erwachsene (19.30 Uhr). Eine Autorin mit bundesweiter Aufmerksamkeit kommt ebenso mit Tanja Kinkel, die sich mit historischen Romanen einen

Namen gemacht hat. Am 8. Juni, 19.30 Uhr, stellt sie in der Kirchheimbolander Orangerie ihren aktuellen Roman „Schlaf der Vernunft“ vor, der Auswirkungen des RAF-Terrorismus nachspürt.



Auch „Sams“-Vater Paul Maar kommt zu den Donnersberger Literaturtagen. FOTO: DPA

Im Blickfeld der Literaturtagemacher liegen auch stets Grenzgänger zwischen den Kulturen. In diese Kategorie lässt sich diesmal Sherko Fatah einordnen, in der DDR aufgewachsener Sohn einer Deutschen und eines irakischen Kurden. Der vielfach preisgekrönte Autor bringt seinen Roman „Der letzte Ort“ um die Entführung zweier Männer in einem arabischen Land am 13. Mai, 19.30 Uhr, mit zu seiner Lesung im Theater Blaues Haus auf dem Weierhof.

Regionalen Autoren wird bei den Donnersberger Literaturtagen ebenso stets eine Bühne bereitet. Am 24. Mai wird etwa der Zweibrücker Pfalz-Literaturpreisträger Wolfgang Ohler in die Kirchheimbolander Stadtbibliothek kommen und dort in einer szenischen Lesung „Die Träumer vom Struthof“ vorstellen, unterstützt von Anita Bischoff, Michael Dillinger, Gerhard Kaiser, Hans-Otto Streuber und Erhard Vogel und musikalisch begleitet von Matthias Wolf am Kontrabass (19.30 Uhr). Der Text des früheren Richters hat teils historische, teils fiktive Begebenheiten in medizinischen Labors des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof zum Thema. Weitere regionale Autoren im Pro-

gramm sind Ulrike Piechota aus Bad Kreuznach mit ihrem aktuellen Roman „Syrische Spuren“ (Stadtbibliothek, 3. Mai, 19.30 Uhr) und die Lyrikerin Astrid Dinges, die, musikalisch ergänzt durch den Cellisten Fredi Alberti, das Literaturtageprogramm am 14. Juni, 19.30 Uhr, im Kirchheimbolander Museum im Stadtpalais beschließen wird.

Eine weitere Facette der regionalen Literatur, die Mundartdichtung, fehlt ebenfalls nicht im Programm. Diese Sparte vertritt zum einen Norbert Schneider aus Rehborn (Marnheim, Haus Frank, 1. Juni, 19.30 Uhr). Zum anderen wird Rheinhesen vertreten sein mit Volker Gallé, Autor und Kulturkoordinator der Stadt Worms. Sein Buch „Links des Rheins“ wartet auf mit Lyrik und Essays in Hochdeutsch und in Mundart (Museum im Stadtpalais, 5. Mai, 19.30 Uhr).

Das Motto des Schüler-Schreibwettbewerbs „Schicksal und Geschick“ ist schließlich auch Thema einer Kunstausstellung der Gruppe Art Wonnegau anlässlich der Donnersberger Literaturtage, zu sehen von 10. Mai bis 10. Juli im Café Amadeus in Kirchheimbolanden. Vernissage ist am 10. Mai um 18 Uhr.

## Ein Ereignis

Grigori Sokolow spielt Mozart und Beethoven und wie immer viele Zugaben im Ludwigshafener BASF-Feierabendhaus

VON GABOR HALASZ

Von einer Offenbarung in Sachen Chopin war an dieser Stelle die Rede vor fast auf den Tag genau zwei Jahren nach Grigori Sokolows Ludwigshafener Klavierabend. Eine weitere ließ jetzt der russische Grandseigneur des Instruments zu Mozart und Beethoven vernehmen. Die Beifallsstürme im BASF-Feierabendhaus waren absolut nachvollziehbar.

Sokolows Spiel setzt Maßstäbe, denen nur die wenigsten seiner Kollegen gerecht werden. Es geht um den unbestechlichen ästhetischen Anspruch seiner Wiedergaben, ihre gedankliche Dichte und auch um die unübertreffliche technische Perfektion, die bei ihm ausschließlich im Dienst der Musik steht. Er verzichtet rigoros auf alles Nebensächliche, entzieht sich jeglichem Starrummel und konzentriert sich mit letzter Hingabe auf die Musik, in der er total aufzugehen und das Publikum dabei kaum zu beachten scheint. Ein Ho-

hepriester der Musik, ist man versucht zu sagen. In eindeutiger Widerspruch zu dieser verschlossenen Haltung steht übrigens die sehr freundliche Art, die er bei (kurzen) Begegnungen nach dem Konzert in seiner Garderobe zeigt.

Unerbittlich ist Sokolow freilich bei seinen musikalischen Ansprüchen: Seit einigen Jahren spielt er keine Klavierkonzerte, um Auseinandersetzungen mit Dirigenten und Orchestern aus dem Weg zu gehen und spielt aus demselben Grund auch keine Kammermusik. Seine eigene Werksicht gilt ihm als unanfechtbar.

In seinem BASF-Konzert haben seine Interpretationen allerdings ohne Einschränkung überzeugt und begeistert. Vom ersten bis zum letzten Ton. Sokolow stellte einen unerhört stilvollen, facettenreichen Mozart vor, mit einer Vielzahl zum Niederknien schönen anmutigen Details. Und zugleich einen unverstellt dramatischen. In der grandiosen c-Moll-Fantasie (KV 475) und der Sonate KV 457 in derselben Tonart beschwor er mit konzessionslos ex-

pressivem Gestus die Spannungen, Kontraste, die seelischen Abgründe der Mozart-Opern, namentlich des „Don Giovanni“, herauf.

Das Geheimnis (wenn man so will) von Sokolows Kunst liegt in seiner ganz ungewöhnlichen gestalterischen Präsenz, in der Art, auf die er etwa jetzt im BASF-Feierabendhaus mit frappant ausgeprägtem Gespür den verborgenen Einzelheiten der Linienführung, Phrasierung, Artikulation, Akzentuierung und Dynamik nachspürte und sie zu faszinierenden musikalischen Ereignissen gestaltete.

Ein Kapitel für sich bildet andererseits die ungemein verfeinerte Klangfantasie, der Farbsinn des Pianisten. So zeigte bei Sokolow der Pianoton eine faszinierende Vielzahl von Facetten. Wie er einzelne Sätze hauchzart, an der Grenze der Hörbarkeit ausklingen, ja verstummen ließ, war ein Ereignis für sich. Übrigens: die Wiedergabe der C-Dur-Sonate (KV 545, „sonata facile“) ließ sich an Eleganz nicht übertreffen, und in der c-Moll-Sonate war der be-



Begeisterte das Publikum im Feierabendhaus: Grigori Sokolow. FOTO: DPA

seelte Tastengesang des langsamen Mittelsatzes von beglückender expressiver Wärme. Nebenbei, Sokolows Fähigkeit, auf dem Klavier weit ausladende Melodiebögen zu formen, hat ebenfalls Seltenheitswert.

Mit großartigem Gestus präsentierte der Pianist nach der Pause die vielschichtigen kompositorischen Strukturen von Beethovens e-Moll-Sonate (op. 90) und des c-Moll-Werks (opus 111), seiner letzten Klaviersonate. Zu bewundern waren die weit ausladenden Spannungslinien; der Zuhörer wurde gefangen genommen durch die erregte Klangrede im ersten Satz der e-Moll-Sonate. Bei opus 111 fesselte dagegen die majestätische Strenge, die herrliche Intensität des Kopfsatzes – und nebenbei auch die exemplarische Klarheit der Fugati. Die Ariette (zweiter Satz) ließ dagegen an Feinschliff, Differenzierung und Tiefgang nichts zu wünschen übrig. Zum Schluss sechs Zugaben (Sokolow lässt sich nie bitten): von Schubert, Schumann, Chopin, Rameau und Debussy.